müde gefahren", sagte ich, indem wir die große Steintreppe hinaufstiegen. Und wir beide waren uns einig darin, daß er — man mochte sonst von ihm sagen, was man wollte — doch ein Mann von Lebensart war.

Aus dem Bilderbesehen wurde aber nicht viel. Man versteht so schon wenig genug davon, aber den Tag war es rein zum Verrücktwerden. „Ich glaube, der Kerl hat mich ganz konfus gemacht", sag' ich zu Mutter, „mir ist zumute, wie nach einer Nacht mit der Koje voll Moskitos." Jedesmal, wenn einer in unserer Nähe die Uhr hervorzog, mußte ich hinschielen, um zu sehen, ob sie von Gold war, und das ist ja sozusagen jede anständige Uhr in unseren Tagen. Der Kopf wurde mir schwer und ich wurde schläfrig, und wir waren uns bald einig, nach Hause zu schleichen.

Und direkt draußen vor dem Museum nimmt der Teufelskerl uns wieder in Empfang, und das wie ein guter alter Bekannter. Man möchte förmlich glauben, er könnte Gedanken lesen, denn jetzt hatte er alles übrige beiseite gelassen und lockte bloß mit seiner Uhr. Flott war die, doppelt gekapselt und vierzehnkarätig, Stempel und alles in Ordnung, fünfzig Franken! „Schab' ab!„ sag' ich und fuhr fort, das zu wiederholen, denn ich merkte, daß die Sache anfing, mir nahezugehen. Und jedesmal, wenn ich mein „Schab' ab" sagte, schlug er ebenso prompt zehn Franken ab. Zuletzt war er runter auf zwanzig Franken.

Na, ich bin durchaus kein größerer Tugendbold, wie die meisten Leute sind, und solch ein Kopfhänger bin ich nie gewesen, daß ich mich weigerte, das Brot für mich und die Meinen da zu nehmen, wo es zu kriegen war. Aber deswegen gibt man sich doch noch nicht dazu her, über Diebssachen zu feilschen. Und Sie können mich in Teer tunken und in Federn einrollen und in Brand stecken, wenn ich begreife, wie ich damals auf die verkehrte Seite fiel. Aber da stand ich wahrhaftig mit der Uhr in der Hand da, und ehe ich mich noch umsehen konnte, war der Gauner weg.

„Nun bist du billig zu einer goldenen Uhr gekommen, Vater", sagt die Madame da ganz zufrieden, und glauben Sie, sie zwinkerte nicht einmal mit den Augen. Aber das hab' ich ja auch immer gesagt: Was das Herz und dergleichen angeht, da sind die Frauensleute viel besser als wir — aber die Moral! Oder was denkst du, Mutter?"

Die Frau lächelte bloß. Sie saß während der ganzen Erzählung still da, das Kinn in den Händen und ihren warmen Blick unverwandt auf seinen Mund gerichtet — als ob sie das ganze Erlebnis noch mal genösse.

„Ich hatte das Ganze gründlich dick, können Sie sich wohl denken, obendrein fing man den Lümmel vielleicht in kurzem, und wir würden dann als Hehler mit in die Geschichte hineingerissen."

„Ich glaub', ich schmeiß die Uhr in eine Kloake", sag' ich.

„Nein, laß sie mich dann lieber verstecken", antwortet sie und steckt sie in ihren Busen. „Eine Dame fängt man nicht zu untersuchen an."

„Da bist du aber auf dem Holzweg, mein Kind, wenn ich die Italiener richtig kenne", sag' ich. „Und wenn die erst anfangen, zudringlich gegen dich zu werden, so steh' ich für nichts ein."

Es ist im Grunde doch ein wunderliches Etwas, dieses Dingsda, böse Gewissensbisse, und eine ekelhafte Krankheit ist es, wenn man davon angesteckt ist. Jedesmal, wenn ein Mensch hinter uns hergesetzt kam, gab es mir einen Ruck und Mutter gab einen Schrei von sich. Sie war ja so nach und nach über die Situation klar geworden.

Als wir zu Hause waren und die Tür gut verschlossen hatten, verzog sich der Schreck etwas. Wir holten die Uhr hervor — und prachtvoll war sie; schon das Gefühl, richtiges Gold in der Hand zu halten, macht einen ja rein wie betrunken. Sie war ein bißchen angelaufen von der Körperwärme, und die Frau machte ein Stück Flanell ausfindig und putzte sie damit — alles andre würde ritzen, behauptete sie.

Dann versteckte sie die Uhr wieder im Busen, und wir gingen hinunter zum Nachtessen.

„Steck sie lieber zu unterst in den Koffer unter all das andre", sagte ich; sie aber behauptete, edle Metalle würden, gerade wie Perlen, am besten auf der bloßen Haut getragen. Das Gold fühle sich ganz lebendig und warm gegen die Haut, sagte sie, bei Gott! Sie würde es auf sich nehmen, Gold von jedem andern Metall zu unterscheiden, allein dadurch, daß sie es auf dem Körper hätte. Unsereins dachte ja: Zum Teufel, ist das eine feinfühlige Madame, die man plötzlich gekriegt hat. Aber man war klug genug, seinen Mund zu halten."

Er schielte bei jedem Hieb zu ihr hinüber, als erwartete er, sie werde ihn zurückgeben. Aber sie saß bloß da und war ein großes Lächeln; sie amüsierte sich köstlich über die Erzählung.

„Na, den Abend blieben wir daheim und saßen und tändelten mit der Uhr herum; wir ließen sie schlagen und was wir sonst noch für Dummheiten damit anstellen konnten, und hatten es richtig gemütlich. „Einerlei", sag' ich auf einmal, „das ist dreckig gehandelt von uns, das hier, Mutter."

„Ja", sagt sie, „das ist es schon. Aber wir können uns damit trösten, daß sonst ein andrer damit abgezogen wäre. Und dann wollen wir hoffen, daß der arme Tropf von Goldschmied versichert hat."

„Sonderbar genug übrigens", sag' ich, „in den Blättern steht auch nicht ein einziges Wort über den Einbruch. Aber morgen früh machen wir uns auf jeden Fall davon, heim nach der Schute."

Am Morgen ist man ja nüchterner, und ich hätte am liebsten die Uhr auf der Polizei abgeliefert — von einer Seite jedenfalls gesehen. Wie aber sollte man seinen eigenen Anteil an der Geschichte beschönigen? Selbst im günstigsten Falle riskierte man, daß die Schute über ihre Zeit aufgehalten würde; und dann wäre der Teufel los bei den Reedern daheim.

Wir packten also unsere Sachen und gondelten los nach dem Bahnhof. Und wen, glauben Sie wohl, sehen wir da gehn und zwischen den Reisenden herumschnüffeln? „Er ist also noch nicht festgesetzt", sag' ich, und raus aus der Droschke. Kaum aber hatte der Gauner mich gesehen, war er weg wie der Teufel.

Sobald wir an Bord kamen, verschwand Mutter in der Kajüte. Ich war mir ja schon klar darüber, warum sie es so eilig hatte, mußte aber erst ein bißchen nach dem Rechten sehen. Wir hatten zu laden angefangen und der Steuermann hatte alles großartig gedeichselt. Ich geh' und guck' mir das Ganze ein bißchen an und klöhn' ein wenig mit dem Steuermann, mit einmal steht die Frau auf der Kajütstreppe und macht mir Zeichen.

„Ich weiß nicht, was mit meiner Haut ist", sagt sie ganz unglücklich, „aber die Uhr ist pechschwarz." Sie hatte das Putzzeug hergesucht.

„Das vergeht schon wieder", antworte ich, „aber vielleicht wäre es ganz gescheit, es mal mit Putzpomade zu versuchen."

Mutter rieb, und sie putzte, und ich geh' und stöber' in der Kajüte herum und fühle mich so richtig daheim. Plötzlich aber hör ich einen wunderlichen Laut, und als ich mich umdreh', liegt sie, Gott steh' mir bei, über dem Tisch und pumpt Wasser aus.

„Was ist denn los, mein Deern?" sag' ich und bring' sie ein bißchen wieder zu sich.

„Ach, die Uhr, die Uhr!" wiederholt sie bloß und sieht mich mit Augen an, aus denen das Wasser nur so herausläuft.

Ich schau auf die Uhr und bin dicht daran, einen Schlaganfall vom Lachen zu kriegen, denn Mutter hatte so artig dagesessen und das Gold mit ihrem Putzlappen abgewischt, und das rote Eisenblech schimmerte überall durch. „Das war wahrhaftig der größte Dienst, den du mir leisten konntest", sag' ich und küss' sie mitten in ihre patschnasse Fratze. „Jetzt bin ich doch kein Hehler mehr." Da lächelte sie ja ein bißchen.

„Das ist die dritte Golduhr", sagt sie ganz jämmerlich, „aber die beiden andern waren echt genug!"

„Hier sehen Sie übrigens das Machwerk; es kostet zweieinhalb Franken in den Krimskramsläden, so ist es also ein gutes Geschäft. Aber die Frechheit, die dazu gehört! Na, es ist das beste, Mutter kriegt es wieder; sie mag es nicht mehr auf dem Herzen missen. Es ist nicht so ohne, wenn man erst Geschmack daran gefunden hat, Gold auf dem bloßen Körper zu tragen."

Er blinzelte ihr neckisch zu.

Und sie sah ihn glücklich lächelnd wieder an.

Die seltsamste Hauptstadt der Welt

Canberra, das sechstausend Einwohner zählt

Von Colin Ross

In der australischen Hauptstadt Canberra wurde kürzlich eine Konferenz der Premierminister der australischen Staaten eröffnet, die nach Mitteln gegen die schwere Finanzkrise suchen soll. Ueber Canberra, die seltsamste Hauptstadt der Welt, schreibt Dr. Colin Roß in seinem neuen Buch „Der unvollendete Kontinent" (F. A. Brockhaus, Leipzig). Seine Schilderung kann als symptomatisch für die kostspielige Finanzgebarung Australiens gelten.

Australien erhielt seine Hauptstadt wie ein Kind ein Sonntagskleid von seiner allzu sparsamen Mutter, ein Kleid auf Zuwachs, das einstweilen noch um die Glieder schlottert, weil das Kind ja erst hineinwachsen soll.

Aber es war nicht Sparsamkeit, was die allzu weitläufige Raumbemessung für Canberra veranlaßte, sondern im Gegenteil verschwenderische Geberlaune, die aus dem optimistischen Glauben an das rasend rasche Wachstum Australiens und damit seiner Hauptstadt stammt.

Canberra erwuchs nicht aus natürlichen Bedingungen, sondern erstand als ein durchaus künstliches Gebilde. Und daß es entstand, und zwar wie und wo es heute steht, mehr als ein Rahmen für eine Stadt, ein Stadtgerippe, hat seinen Grund in der Entstehung des australischen Bundesstaates. Als es nach endlosen Verhandlungen endlich gelang, die in ihren Interessen auseinanderstrebenden australischen Kolonien zum Bund, zur Commonwealth, zusammenzuschließen, war ihr Wettstreben untereinander doch noch derart, daß es unmöglich gewesen wäre, eine der bereits verhandenen Hauptstädte zur Bundeshauptstadt zu machen.

Auf diese Weise entstand Canberra, halbwegs zwischen den beiden Nebenbuhlern Melbourne und Sydney, auf einem eigens geschaffenen Bundesgebiet, mitten in der Wildnis, in einer Gegend, in der es bisher höchstens ein paar Schaf-Farmen gab. Canberra ist eine der seltsamsten Städte der Welt. Es ist nicht ganz leicht, sich einen richtigen Begriff von dieser jüngsten Hauptstadt zu machen. Man stelle sich vor, daß von Berlin nichts stünde als der Reichstag, das Auswärtige Amt, Hotel Adlon und zwei andre Hotels im Westen und Süden. Ferner ein paar Laden am Kurfürstendamm und schließlich einige Wohnhäuser in Grunewald, Friedenau, Karlshorst und Hermsdorf. Dann hat man Canberra.

Es ist die phantastischeste Stadt auf Zuwachs, die man sich vorstellen kann.

Man kommt auf dem Bahnhof an, einer kleinen verlornen Station, und sieht ein weites ödes Feld. Weit und breit kein Haus. Ein Omnibus bringt einen nach einer Viertelstunde Fahrt zu einer Häusergruppe, nach einer weiteren zu einem einsamen Hotel. Es ist ein großes, elegantes Hotel, aber es steht ganz allein auf weiter Flur. Das heißt, nein, immerhin in Sichtweite liegen noch zwei große Gebäude, das Parlament und das Haus mit den Ministerialbüros. Aber wenn man seinen Kragenknopf verloren hat oder sich Briefpapier besorgen will, so muß man eine halbe Stunde ins Einkaufszentrum gehen. Zum Rathaus ist es eine Viertelstunde in einer andern Richtung. Das einzige Kinotheater liegt wieder weit entfernt, ganz woanders. Hat man gar einen oder mehrere Bekannte unter den bisher sechstausend Einwohnern der australischen Hauptstadt, so ist man völlig verloren; denn die mögen verstreut wohnen in verschiedenen der 22 „Vorstädte" von Canberra, die sich in einem Umkreis von fast 40 Kilometer um das Zentrum dehnen.

Diese Miniatursiedlung auf dem Areal einer Weltmetropole spielt ernsthaft Großstadt. Es wimmelt nur so von Einbahnstraßen und es gibt strenge Verkehrsordnungen. Daß diese genau eingehalten werden, ersehe ich gerade aus der Zeitung. Da ist ein Automobilist bestraft worden, weil er auf einer Straße mit 45 Kilometer Stundengeschwindigkeit fuhr, auf der nur 15 Kilometer erlaubt sind, ebenso ein andrer, weil er 35 Minuten auf einer Stelle parkte, an der man seinen Wagen nur 30 Minuten lang stehen lassen darf. Dabei gibt es keine Straße in ganz Canberra, auf der man nicht — ohne einen der nicht vorhandenen Passanten zu gefährden — ruhig 80 oder 90 Kilometer in der Stunde fahren könnte. Ehe in irgendeiner Straße eine Parknot oder Verkehrsstörung eintritt, müßte sich die Zahl der Autos in Canberra mindestens vertausendfachen. Aber die Anlage all dieser Straßen und Plätze, dieser weitverzweigte Großstadtapparat von Gas-, Wasser- und Lichtversorgung, haben ungezählte Millionen verschlungen. Da man in nichts andrem den Großstadtcharakter erkennen kann, muß man es wenigstens durch bürokratische Verkehrsordnungen tun.

Canberra ist ein Kind, dem man das Gewand eines Riesen übergezogen hat. Es ist für eine Millionenbevölkerung angelegt und diese Weitläufigkeit erschwert Wohnen und Arbeiten in dieser Stadt in einer kaum vorstellbaren Weise.

So kommt es, daß niemand in der australischen Hauptstadt lebt, außer wer dazu verdammt ist, das heißt, die unglücklichen Beamten all jener Ministerien, die nach und nach in die Bundeshauptstadt verlegt werden. Die Minister haben einstweilen ihre alten Wohnsitze in Melbourne oder Sydney behalten, ebenso der Generalgouverneur, ebenso der Premier. Trotzdem beide ihre Palais in Canberra haben, und natürlich gleichfalls die konsularischen Vertretungen.

Nur wenn das Parlament tagt, müssen die Minister natürlich nach der Hauptstadt kommen. Aber über Weekend fahren sie schleunigst wieder weg, ebenso wie die meisten Abgeordneten.

Alles wäre gut, wenn man die Hauptstadt nicht in so phantastischen Ausmaßen angelegt hätte, die auch in hundert Jahren noch nicht ausgefüllt werden können. Man hätte bei der Anlage nicht so sehr an Washington denken dürfen, dessen Abmessungen man überdies noch bei weitem überschritt, sondern an eine der vielen jungen kalifornischen Städte, die zwischen Los Angeles und der mexikanischen Grenze aus dem Boden wachsen. Diese Städte werden ebenfalls mitten in der Wildnis angelegt, aber öffentliche Gebäude, Laden und Wohnhäuser werden so gruppiert, daß das Wohnen in ihnen nicht nur geräumig, sondern auch bequem und behaglich ist.

Canberra war als ideale Lösung der Bodenfrage und als Geschäft für den Staat gedacht, der das fast wertlose Land für ein Butterbrot übernahm. Alle Bodenspekulation sollte ausgeschaltet sein, aller Grund und Boden nur in Erbpacht vergeben werden. Aber die bittere Wirklichkeit ist, daß der Bund nicht nur Jahr um Jahr die zwanzig Millionen Zinsen für das unproduktive, in die Hauptstadt gesteckte Kapital zu tragen hat, sondern auch die sich nicht rentierenden kommunalen Anlagen betreiben, die Hotels führen, die Omnibuslinien übernehmen muß, da sich kein Privatunternehmen für all diese Verlustgeschäfte findet. So ist es verständlich, daß es im Land viel Opposition gegen die kostspielige Bundeshauptstadt gibt, die doch von dem Geld der gesamten Steuerzahler ausgebaut und erhalten wird. Ich fand sogar bei einzelnen Abgeordneten die Meinung, es sei besser, trotz allen in den Platz gesteckten Millionen, Canberra wieder aufzugeben und in der Nähe Sydneys eine neue Hauptstadt zu gründen.

Aber derartige Ideen sind natürlich Utopien. Canberra ist nun einmal in den gegebenen Ausmaßen gegründet worden und die jetzige und nächste und übernächste Generation müssen in dem zu weiten Stadtgewand leben, bis die lebendige Stadt in dieses Kleid hineingewachsen ist.

Aber vielleicht täuscht der flüchtige Besuch und ist die hier lebene Generation gar nicht so unglücklich und wird es die nächste noch weniger sein. Da ich jetzt einen Tag im Parlament verbringe, das aus jedem einzelnen Fenster einen Blick in unbegrenzte Fernen erlaubt, will mir diese seltsame Hauptstadt als das richtige Symbol eines Landes vorkommen, dessen hervorstechendste Eigenschaften Weite und Leere sind. Australien heißt Grenzenlosigkeit, heißt unbekümmertes, selbstsicheres Schreiten in ungewisse Zukunft. Nichts versinnbildlicht dies besser als die ins Ungeheure angelegte Metropole. Und so ist Canberra — so wie es ist — vielleicht doch die richtige Hauptstadt.

Die Welt des Films

Die Eröffnung des Sascha-Palastes

Die Sascha hat das alte Eos-Kino am Rennweg in ein modernes Tonfilmtheater umgestaltet, das als Sascha-Palast Freitag mit dem österreichischen Film „Sturm im Wasserglas" feierlich eröffnet wurde. Nach den Entwürfen des Architekten Christ ist das Haus von Grund auf umgebaut worden. Von dem alten Kino blieb nicht viel mehr übrig als die Grundmauern des Zuschauerraums. Das Foyer wurde bedeutend erweitert und bildet mit seiner geschickten Raumausnützung, seinen einfachen modernen Farben und Formen jetzt einen großen, luftigen Wartesaal. An Stelle der wenigen Logen, die das alte Eos-Kino im ersten Stock hatte, wurde ein breiter, geräumiger Balkon angelegt, der fast ein Drittel des Parketts überdacht. Bei der Innenausstattung des neuen Kinos hat man löblicherweise jeden unnötigen Prunk vermieden. Das Foyer ist in Blau und in rotem Schleiflack gehalten, der Zuschauerraum hat blaubespannte Wände und eine verzierungslose, goldene Decke. Die zahlreichen Nebenräume und die Zugänge sind mit schalldämpfendem Bodenbelag bespannt. Auch die Beleuchtungskörper fügen sich dem reinen, klaren, modernen Stil dieses großstädtischen Filmtheaters ein.

Die Eröffnungsvorstellung begann mit einer Tonfilmaufnahme der Ouvertüre zu den „Meistersingern von Nürnberg", unter Anton Konraths Leitung vom Wiener Symphonieorchester gespielt. Der kleine Film war tontechnisch ebenso einwandfrei gelungen wie der Tonfilmprolog, mit dem Otto Treßler die Gäste begrüßte. Die beiden Kurzfilme erwiesen bereits die gute Akustik des Hauses und die klare Tonwiedergabe der Klangfilmapparatur. Dann wurde der Sascha-Film „Sturm im Wasserglas" uraufgeführt. Die Autoren Wassermann und Schlee haben Bruno Franks vom Deutschen Volkstheater her bekannte Komödie wenig verändert. Sie fügten nur eine ausführliche Schilderung der gestörten Wählerversammlung ein, die im Theaterstück nicht gezeigt werden konnte,, und nahmen dafür der Gestalt des rebellierenden Journalisten ihren psychologischen Hintergrund. Ansonsten hielten sie sich so eng an das Stück, daß sie auch die Ereignisse, die im Theaterstück zwischen den Akten liegen, zu gestalten vergaßen; die Scheidung des Stadtrates Thoß,